



Pressemitteilung

18. November 2008

Der Tod braucht einen Platz in unserem Leben

„Ich habe keine Angst vor dem Tod, aber ich möchte nicht dabei sein“, zitierte Prof. Dr. Reimer Gronemeyer Woody Allen beim November-Symposium, zu dem der Förderverein des St. Vincent-Hospizes ins Theresienkrankenhaus eingeladen hatte. Aus verschiedenen Blickrichtungen versuchten sich die Referenten dem Thema „Dem Sterben einen Ort geben – Hospizarbeit heute“ anzunähern.

Der Tod braucht einen Platz in unserem Leben. Je älter die Gesellschaft wird, umso bedeutender wird die Frage nach dem Umgang mit dem Lebensende. Dabei treten enorme Konflikte auf, weiß Prof. Dr. Gronemeyer, denn die medizinischen Möglichkeiten der Lebensverlängerung sind unbegrenzt. Dabei wünschen aber viele einen plötzlichen schmerzfreien Tod. Dr. Reimer Gronemeyer, Theologe und Professor für Soziologie an der Universität Gießen, hat in mehreren Forschungsprojekten die Themen Hospizdienste, Palliative Care, Sterbebegleitung sowie die Folgen von HIV in Afrika wissenschaftlich aufgearbeitet.

Prof. Gronemeyer bezeichnete sich selbst als einen kritischen Freund des Hospizgedankens. In seinem Vortrag wies er auf zwei zentrale Fragen hin, die wir uns alle stellen sollten, bevor wir sterben: Wem muss ich verzeihen und wen muss ich um Verzeihung bitten. „Hospiz steht nicht am Rande unserer Gesellschaft. Hospiz ist so etwas wie die heimliche Hauptstadt unserer Republik in dem Sinne, dass sich die zentralen ethischen Fragen und Werte unserer Gesellschaft dort zeigen“, sagte er. Bei der Hingabe zu reinem Expertenwissen und technischen Antworten auf gesellschaftliche Fragen wachsen die Einsamkeit sowie die Auffälligkeiten der Demenz. Sie sind der Spiegel der Gesellschaft. „Unsere mangelnde soziale Bindung zeigt die kulturelle Armut, in der wir uns befinden“, schlägt er den Bogen zu intensiven sozialen Bindungen in afrikanischen Familien, die trotz HIV-bedingten Tragödien sehr verlässlich

Caritasverband Mannheim e.V.
Presse- und Öffentlichkeitsarbeit
Christian Klehr
B5, 19a
68159 Mannheim
Telefon 06 21 / 1 26 02 - 51
Telefax 06 21 / 1 26 02 - 88
presse@caritas-mannheim.de

sind. Die kulturelle und soziale Verelendung in Europa zeige sich auch im Umgang mit dem Lebensende, formulierte Gronemeyer. 80 % der Menschen wollen zu Hause sterben, 85 % aber sterben in Heimen und Krankenhäusern.

Prof. Gronemeyer beklagte die verlorene Kunst des Heilens und die Institutionalisierung des Lebensendes, die Vergeldlichung von Lebensverhältnissen, die nicht vor dem Sterben Halt macht sowie die steigende Medikalisierung. „Das Lebensende wird als Planungsaufgabe begriffen, ein Ende ohne Medizin gibt es nicht mehr“, bedauerte er die ahnungslose Gesellschaft. „Die Dialekte des Sterbens sind verschwunden und die Gleichschaltung des Todes geht damit einher“, stellte er fest. Hospiz versucht etwas anders zu machen und damit die humane Qualität zurückzugewinnen. Dennoch muss die Frage nach der Ökonomisierung immer wieder neu gestellt werden. Prof. Gronemeyer appellierte, dass die Hospizarbeit nicht von der Palliativmedizin übernommen werden darf. Hospizarbeit muss ihren eigenen Weg gehen. Er forderte dazu auf, Herausforderungen des Themas Demenz anzunehmen. Er maß den dementen Menschen eine besondere Bedeutung zu. „Sie sind ein Abbild unserer beschleunigten Gesellschaft – erinnerungslos. Die Dementen sind die eigentlichen Heiligen der Gesellschaft“, formulierte er.

„Was brauchen sterbende Menschen?“ Diese Frage versuchte Thile Kerkovius, Leiter des Hospizes Maria Frieden in Oberharmersbach, zu beantworten. Er befasste sich in seinem Vortrag mit den Wünschen und Anforderungen von Sterbenden und schilderte Eindrücke aus dem Hospizalltag. Er zeigte an einem Beispiel, dass neben den pflegerischen Erwartungen das soziale Leben einen bedeutenden Platz einnimmt. Er zitierte einen Fall: Josef, 45 Jahre, von AIDS gezeichnet: „Ich wünschte mir Menschen, die einfach mal so ins Zimmer kommen, ohne einen Auftrag erfüllen zu müssen, absichtslos, nur wegen mir.“ „Sterbende brauchen eine persönliche familiäre Umgebung, Geborgenheit, nicht Technik oder Wissenschaftlichkeit“, hat Kerkovius gelernt. Sterbende Menschen wünschen einen Ort, an dem man sich bemüht, Sterben und Tod mit in den Alltag hinein zu nehmen. „Wir brauchen mitfühlende Begleiter, die ein Verhältnis zur eigenen Endlichkeit haben.“

Michaela Fink stellte ihr Forschungsprojekt zur Geschichte der Hospizbewegung vor. Sie erinnerte an den Ursprung in Deutschland, als Hospiz noch eine Bürgerbewegung war, in der einzelne religiöse, humanitäre Menschen sich des Themas annahmen. Die Bewegung war Ausdruck des Protestes gegen Verdrängung von Leid und Tod. In den 90er

Jahren etablierte sich die Bewegung und wuchs. Die gesetzliche Verankerung und Etablierung sei wichtig, dennoch wehren sich die Hospizpioniere und Experten gegen eine falsch verstandene Institutionalisierung. „Das Persönliche darf nicht hinter dem administrativen Gedanken verschwinden, die Bewegung soll in Bewegung bleiben“, sprach sie vielen aus dem Herzen. Expertenwissen gibt keine Antworten auf das Sterben. Das Menschliche soll im Vordergrund stehen.

In der Diskussion, die vom Vorsitzenden des Fördervereins Roland Hartung moderiert wurde, versuchte man den gesellschaftlichen Zusammenhang aufzuhellen. Kulturelle Wahrnehmung und Entwicklung waren ebenso Themen, wie der Konflikt von Ethik und Ökonomie. Regina Hertlein, Vorstand des Caritasverbandes Mannheim wies darauf hin, dass Ärzte und Hospiz noch enger zusammenarbeiten müssten, eine ausreichende Anzahl an Hospizplätzen stehe in Mannheim zur Verfügung. Als Seelsorger im Caritas-Seniorenzentrum Maria-Scherer-Haus wies Pfarrer Hönig darauf hin, dass er in seiner Funktion wohl außer Konkurrenz sei. Er vermisste die spirituelle Komponente in dieser Diskussion. Thile Kerkovius bestärkte Hönig und betonte die Bedeutung der spirituellen Begleitung. Wo komme ich her, was kommt danach, was macht die Krankheit für einen Sinn? fasste Thile Kerkovius zusammen. „Für diese Fragen muss man ein Leben lang offen sein und sie mit in das Alter hinein nehmen“, betonte er und dabei dürfe man nicht vergessen: „Sterben ist keine Krankheit!“

Franz Pfeifer, Vorstand des Caritasverbandes Mannheim, bezeichnete die Mitmenschlichkeit im Sterbeprozess als roten Faden. Er warnte gleichzeitig davor, die Sorge der gesellschaftlichen Entwicklung zu überhöhen. Außerdem müsse man aufpassen, dass Menschen, die in Hospizen arbeiten, nicht überfordert werden. Hospiz soll zur Einfachheit beitragen, schloss sich Gronemeyer dem an und gab noch eine schlichte Weisheit mit auf den Weg: „Möchtest du einen tiefen Fluss durchschreiten, suche am besten eine flache Stelle.“ (cri)